

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1932**

200 (30.8.1932) Die Mußestunde

## Welt und Wissen

Die Mundhöhle ist die Eingangspforte zum inneren Menschen. Viele Erkrankungen und körperliche Uebel sind auf eine mangelhafte Mund- und Zahnpflege zurückzuführen. Eine systematische Mund- und Zahnpflege ist deshalb nicht eine Angelegenheit der Schönheitspflege, wie viele Menschen glauben, sondern eine Notwendigkeit zur Gesunderhaltung der Zähne und des Körpers. Wenn jemals der Satz: „Vorbeugen ist leichter als heilen“ angebracht ist, dann bei der Mund- und Zahnpflege. Zu den lebenswichtigen Organen gehört auch das Gebiß. Deshalb legt man der Mund- und Zahnpflege heute viel größere Bedeutung bei als früher. Trotzdem ist es unerlässlich, immer wieder auf die Wichtigkeit der Mund- und Zahnpflege hinzuweisen. Der einzige wirksame Schutz gegen solche Krankheitsübertragungen ist eine systematische Pflege der eigenen Mundhöhle.

Wenn die Wohnung feucht ist . . . Einer der unangenehmsten Schäden, die eine Wohnung haben kann, ist Feuchtigkeit. Man bemerkt sie in schweren Fällen daran, daß sich an den Tapeten Schimmelpilze bilden; aber auch in leichteren werden die Kleider in den Schränken feucht. Sehr oft findet man auch, wenn eine Wohnung einige Zeit leer gestanden hat, polierte Möbel durch die Politur stark angegriffen. Man kann diesen Schaden beseitigen, indem man zwei Teelöffel Ammoniak in einem viertel Liter kochenden Wasser auflöst und das Möbelstück mit einem Schwamm abwäscht. Dann reibt man die Politur ganz trocken und poliert sie dann rasch noch mit einem Lappen, den man mit Möbelpolitur, der man etwas Lavendel zusetzt, angefeuchtet hatte. Im übrigen soll man eine feuchte Wohnung an trockenen Tagen stets gründlich lüften, am besten durch Gegenzug. Auch regelmäßiges ausreichendes Heizen hilft bisweilen dem unangenehmen Mangel ab.

Der Ursprung des Xylophons. In einer Studie über Marimba-Musik, die er in der Wiener Akademie der Wissenschaften veröffentlicht, wägt Siegfried F. Kadel die verschiedenen völkerkundlichen Theorien über Ursprung und Zusammengehörigkeit aller Xylophonarten gegeneinander ab. In Indonesien glaubt er den Ursprung des Xylophons zu sehen. Väterlos ist die Aufeinanderfolge der frühesten Formen: Klangstab und Klangbrett, auf den Boden gelegte Klanghölzer — Erdgrubenxylophon —, Schenkelsxylophon. In Afrika ist die Erdgrube nur dort, wo die Klangbretter über zwei Tragstämme gelegt sind, noch erhalten. Als neue Lösung bringt Afrika die Kürbisse als Resonanzkörper hinzu. Die Vereinfachung Afriens reicht deutlich bis zu den ersten Vorformen des Xylophons; die spätere Entwicklung der eigentlichen Marimba aber scheint nicht in Afrika erfolgt zu sein.

Europa-Kongress in Basel. Die unmittelbare Bedrohung der politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Zukunft Europas hat R. N. Coudenhove-Kalergi veranlaßt, einen Europa-Kongress in Basel einzuberufen, der vom 1. bis 6. Oktober tagen wird. Dieser Kongress wird die Vorkämpfer des europäischen Gedankens aus allen Nationen und Parteien, frei von offiziellen Bindungen, zusammenführen, um die konkreten Probleme des europäischen Zusammenstufes einer Lösung zuzuführen.

Thiersch gibt acht. Der Leipziger Chirurg Karl Thiersch demonstrierte eines Tages in einer klinischen Vorlesung einen recht instruktiven Krankheitsfall an einem Kranken. Ein Student las nichtsdestoweniger Zeitung und wendete in aller Ruhe ein Blatt nach dem andern um, ohne sich durch den Vortrag stören zu lassen. Als er die Zeitung schließlich ausgelesen hatte und beiseite legte, rief Thiersch: „Schwester Anna, bringen Sie dem Herrn eine neue Zeitung!“

Das verkannte Gepäck. Als der durch seinen Abscheu gegen das Wasser ebenso wie durch seine Gelehrsamkeit bekannte Gießener Mediziner Ernst Nebel sich einst zusammen mit seinem Kollegen zu einer Naturforscherversammlung in Heidelberg aufmachte, kehrten sie unterwegs bei Vogts Schwiegervater ein. Vogts beide Söhne waren ebenfalls gerade von weither angekommen. Als nun die Hausmutter das Gepäck ihrer Enkel ansackte, rief sie: „Karl, ich hätte nicht gedacht, daß du solch ein Schweinpelz wärst. Wie kann man nur ein Hemd so lange tragen? — Es ist ja ganz schwarz!“ — „Erlauben Sie, Frau Hofrätin“, fiel da Nebel ein, „ich glaube, Sie haben gerade meinen Ranzen ausgepackt.“ — Es stimmte und Nebel wehrte die verlegenen vorgebrachten Entschuldigungen ab, indem er sein Glas erhob und rief: „Auf ihr Wohl, Frau Hofrätin! Ich fühle mich hier wie zu Hause. Ich glaubte meine Frau zu hören.“

\*

Geld und Mist sind nur nützlich, wenn sie gut verteilt sind. Der Reiche zieht mehr Vorteile aus seinen Feinden als ein Narr aus seinen Freunden.

Das Stürmzeln deines Freundes ist mehr wert als das Lächeln eines Narren.

## Rätelecke

Vexlerbild



Wo ist der Sonntagstreiter, den der Gaul abgeworfen hat?

Bilderrätsel



## Rätselaufösungen

Auflösung des Rätsels. Händler, Ländler.

Auflösung des Bilderrätsels: Anfangen ist leicht, beharren ist Kunst.

Verrierbildlösung: Man stelle das Bild verkehrt. Rechts zwischen den Stämmen der beiden Bäume steht der Hirt mit gekreuzten Beinen und bläst die Schalmei.

Richtig gelöst: Johann Kastner, Mörsch; Rosa Szimmoel, St. Hörnel jr., Karlsruhe; Theodor Wenders, Durlach; Heinrich Hartmann sen., Knielingen; Rosa Weiß, Karlsruhe; Aug. Wimmer, Karlsruhe; Jul. Grimmer, Karlsruhe.

## Witz und Humor

Finanzielle Nöte. „Ist irgendetwas passiert, Sie sehen so verstört aus?“, fragte der freundliche Nachbar, als er zu Müller ins Zimmer trat. „Ja, unser kleiner Freddy befindet sich in finanziellen Nöten!“ Der Nachbar schaute den Vater erstaunt an: „Aber das ist doch Unsinn, der Kleine, ist ja erst 1 Jahr alt . . .“ „Ja, aber . . . er hat einen Pfennig verschluckt!“

Die Maus. Der kleine Fritz schrie laut auf vor kindlicher Freude, indem er eine Maus am Schwanz erhaschte und sie triumphierend hochschwenkte. Gerade wollte er mit seiner Beute ins Haus gehen, als die hübsche junge Dame heraustrat, die im 1. Stock wohnte. „Was willst du denn mit dem garstigen Tier, Fritz?“, schrie sie, entsetzt zurückweichend. Fritz war schon in der Tür und rief freudig: „Was ich mit der Maus will? Die trage ich hinein zu Mutti; dann bekomme ich mindestens 20 Pfennige, damit ich sie wieder hinaustrage. Sprachs und verschwand lachend.“

Sein Wunsch. Das kleine Fräulein: „Mutti, du hast gesagt, wenn ich eine halbe Stunde brav gewesen bin, dürfte ich mir wünschen, was ich wollte.“ Mama: „Gut Kind, das darfst du jetzt auch!“ Fräulein: „Ich wünsche mir jetzt zwei Stunden lang ungelogen sein zu dürfen.“

Privatmittagsstisch. Servierfräulein: „Himbeers oder Ananaspudding oder Griesklammerie?“ Herr: „Ist ganz gleich — lassen Sie mich raten, was es war, wenn ichs gegessen habe!“

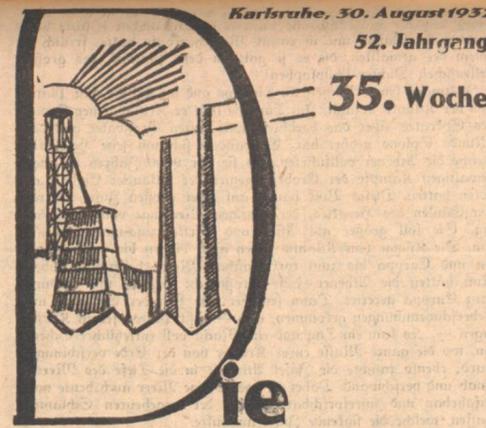
Die Glücklichen! Fräulein Dreißiger: „Manche Mädchen sind wie die Badewannen.“ Fräulein Zwanziger: „Wieso denn?“ Fräulein Dreißiger: „Sie bekommen einen Ring nach dem andern!“

Schiffsteiler E. Grönebaum, Karlsruhe i. B., Waldstraße 28

Karlsruhe, 30. August 1932

52. Jahrgang

35. Woche



Die Mußestunde  
Unterhaltungsbeilage des Volksfreund

## Brockenlyrik

Von Erich Orjar.

Dichtertitis ist eine Krankheit, von der befallen zu sein, keine Schande, aber auch nicht immer eine Ehre ist. Sofern sie den Menschen nur im Geheimen, sozusagen im stillen Winkel seiner schönheitsdurstigen Seele befällt, ist sie weiter nicht gefährlich. Aufsteckend ist sie jedoch auf jeden Fall. So kam mir vor einigen Tagen das Gählebuch des Brockenpotels in die Finger. Ursprünglich nur bestimmt, die Namen der hier logierenden Gäste festzubalten, hatte sich eines Tages ein Hotelgast bemächtigert gefühlt, den schönen Spruch:

Es grüne die Lanne,  
es wache das Erz,  
Gott schenke uns allen  
ein fröhliches Herz;

umzubichten in den zeitgemäßerem Vers:

Es grüne die Lanne,  
es wache das Moos,  
Gott schenke uns allen  
das große Loos.

Und schon war das Unglück geschehen. In der Folge konnten nur die beherrschten Naturen noch dem auch in ihnen wohnenden Drange zu dichten und zu richten widerstehen und so zieren denn jetzt eine ganze Reihe dichterischer Frühgeburten das dicke Gästebuch dieses „hohen“ Hauses. Einige von ihnen habe ich mir abgeschrieben. Teils, weil sie wirklich nett sind, zum Teil aber auch, um Neugierige zu warnen. Am besten gefiel mir noch das kleine Verslein, mit dem das gute Grottelein aus Berlin N., die auch so unter-schrieben hat, sich verewigt:

D, du böser Brocken du,  
unser armen Stöckelschuh.

Auch der Vers:

Große Steene, kleene Steene,  
Ausischt keene,  
det is gemeene,

für den Hannes D. Dehlschlängel, Berlin verantwortlich zeichnet, ist nicht übel. Nicht ganz so böse gemeint als er aussieht, ist der Vers, den Ernde Bier aus Charlottenburg beigezeichnet hat:

Ehre sei Gott in der Höhe.  
Er hat die Berge so hoch gestellt  
und tat dadurch seine Weisheit kund,  
damit nicht jeder Lumpenhund,  
mit denen die Täler so reich gesegnet,  
dem fröhlichen Wanderer hier oben begegnet.

Lumpenhund ist ja nun nicht gerade eine Schmeichelei, aber die Verfasserin dieses Spruches hat wenigstens Lakt genug, den Schuh so weit zu machen, daß er jedem paßt und keinem. Da ist ein ge-

wisser Dr. jur. Unleserlich, der hier oben ebenfalls von der Dichtertitis befallen wurde, aus anderem Darge geschöpft. Ihm kommt es gar nicht darauf an, mit dem ehrbaren Stand der Schulmeister, die ihm aus irgend einem lästigen Grunde nicht grün sind, anzubinden und es ist nur zu bedauern, daß er selbst höchstwahrscheinlich nie erfahren wird, welche Wirkung das Poem gehabt hat, das proßig genug mit einer Alpenreise beginnt, die der Dr. jur. sich im Gegenfatz zu den von ihm gelästerten Schulmeistern leisten konnte. Hier ist sein Gedicht:

Aus den Alpen gekommen, sind wir auf den Brocken gestiegen  
haben über die elenden Harzwege gründlich gewettert,  
denn die sind greulich! Doch das größte Uebel, das uns begegnet  
sind die Lehrer, die es vom Himmel scheinbar regnet.  
Schreckliche Leute, halbgebildet, alles wissen sie besser,  
man erkennt sie bei Tisch, sie essen mit dem Messer.  
Ich rüde aus, mir scheint das geboten,  
denn ich hasse diese Konjunkturpatrioten.

Natürlich hat der Verfasser dieses Gedichtes nicht den Mut gehabt, seinen Namen ebenso deutlich zu schreiben, wie er das Gedicht geschrieben hat und so wandert denn dieses ungerechte Urteil eines verbitterten Dr. jur. wie so manches Urteil als die Meinung eines verantwortungslosen Dr. Unleserlich durch die Welt, was natürlich spätere Brockengäste nicht gebindert hat, gegen dieses vorreilige Urteil Berufung einzulegen. Wohl ein halbes Duzend Handschriften sind zu erkennen, die alle dem ammaßenden Dr. jur. eine Abschrift erteilen. Einer schrieb kurz und bündig neben den protogizierten Vers: „Pöbel! Ein anderer: „Nur kein Reid. Ein dritter traf den unleserlichen Nagel auf den aufgeblähten Kopf, indem er neben dessen Unterschrift ein deutliches: „L e m d e r A d e m i t t e r“ setzte. Da hatte er sein Fett, aber das war noch nicht genug. Ein Lehrer aus Marienburg fühlte sich ganz besonders getroffen und so dichtete er, genau so viel Raum mit seinen Versen füllend, wie der schon dreimal erledigte Akademiker, diese Antwort:

Antwort!

Halbgebildet, essen mit dem Messer,  
sind die Lehrer, wissen alles besser.  
So behauptet dieser stolze Mann.  
Ob er das auch beweisen kann?  
Doch auch er, erhabener Dr. jur.  
hat von wahrer Bildung keine Spur,  
denn wer Lieberlegenheit trägt öffentlich zur Schau  
ist meist nur ein alter, eitle Pfaue.

Außer einem mit kräftigen Buchstaben hingesehten Bravo hat sich jedoch niemand mehr bemächtigert gefühlt, zu diesen Versen etwas hinzuzusetzen. Das Thema war erschöpft und so sind denn die weiteren Seiten des dicken Buches wieder mit den belanglosen Versen gefüllt, die fast jedes jedem zugängliche Gästebuch füllen und von denen wir keine Proben bringen wollen, weil sie wie das Unkraut sind, das ohnehin schon viel zu üppig ins Kraut schießt.

## Kamerad der Einsamkeit

Von H. Wildgrube

Nach einsamen, die Seele dämpfenden Wanderstunden in der forstlichen Balagne begegnet man endlich dem Leben. Das stein-geordnete Leid der festigen Widnis ist wie ein ermatteter Traum in die Vergangenheit gekunten.

Mit weißer Teika ist nun die Erde gesegnet.

\*

Unter einer Feder liegt ein Geißhirt.  
Seine Herde weidet auf den mattgrünen Hängen. Es ist warm und still. Durch diese Stille kommt mir der Gruß des Bergbirten lauter entgegen. Er ist freundlich und kurz.

Der blaue Schatten der Feder verspricht ein Rastständchen. In der Ferne steigt der Monte Corona in den Himmel und die breite, einsame, weiße Straße führt der See zu, hinaus gegen Porto und Piano.

Wunderfamerweise kommt mit dieser Begegnung, mit diesem einsamen, alten braungebrannten, grauhaarigen Geißhirten eine leise klingende Poesie aus unserem Denken. Der Blick streift wieder über Landschaften, die Schattierungen des Geländes, über dunkle Baumfelsen. Korsika liegt weit von Paris. Und ein Meer trennt die Insel der Schönheit von Frankreich, aber nicht allein die Insel, auch Gesinnung, Art und Wesen dieses Inselvolkes. Italien ist hier näher. Aber Weltgeschichte hat mit diesem menschlichen Erlebnis nichts zu tun. Es gehört ganz einem forstlichen Geißhirten. Ziegen und Schafe, zahllos, weiden ringsum. Manche Geißeln haben dünnklingende, kleine Glöckchen um den Hals hängen. Der Hirt schert sich nicht viel um seine Herde. Sind es doch, — sagt er nach langem Schweigen — weit über tausend, die er zu bewachen hat. Und sein Bruder, der weiter südlich, gegen Ajaccio eben auch ein Hirt ist, hat sogar gegen hunderttausend Lämmer . . .

\*

Man ist ergeben über die Bedürfnislosigkeit dieser Menschen. Man faßt es kaum. Seit über fünfzig Jahren sitzt der Mann in dieser Gegend und die Feder ist sein Dach seit zehn Jahren.

Hat dieser Mensch in dieser Einsamkeit, in diesen schweigenden Jahren seines Lebens nicht seine Sprache verloren? Weiß er, was hinter dem nächsten Höhenrücken für ein Land liegt? Weiß er etwas von der Erde, von der Welt? Kennt er das Meer, die Stadt, und — den stärksten Ausdruck dieser Zeit — den Flieger und sein Flugzeug? Weiß er denn, daß er lebt?

Er weiß es. Aber er hält dies für keine bedeutsame Tatsache; er hält dies für keine Tragödie, für kein Glück, für kein freudiges Ereignis. Seine Zufriedenheit ist erhaben. Wie wunderbar muß dieser draugebrannte, allen Umganges bare Mensch fühlen! In seiner Einfachheit und primitivsten Lebensführung.

Sieh! Kaum saß ich an seiner Seite, blinzelt er nach der Sonne, ob ich wohl Schatten genug habe, greift in seinen Ranzen, holt daraus ein Stück broccio, er meint es gut mit mir.

Dies allein wäre ein köstliches Erlebnis. In mir wird das Gefühl wach, daß kleine, einsame bedürfnislose Menschen in ihrem Herzen und in ihren Handlungen gut sind, ehelich, freundlich. Sein Stüchlein Brot! Vielleicht sein Abendessen! Und dazu broccio! Ein Käse, scheinbar aus Salz und Paprika, dem gegenüber jeder Rosquefort milde Butter ist. Aber er ruft eine Geiß herbei, er melkt sie; langt es nicht, hat er deren noch mehrere, er reicht mir den Becher, einmal, dreimal, so oft ich will.

Er schiebt, um es mir bequemer zu machen, eine Steinplatte weg. Aber sorgfältig und langsam, denn auf der Steinplatte tummelt sich eine Ameisenschar. Und auf einer zweiten Steinplatte sonnt sich eine große, wunderschöne Eidechse. Seine Kameraden. Er erzählt mir schließlich, als ich ein Stüchlein von dem harten broccio gegessen und Geismilch getrunken habe, er erzählt mir, daß die Eidechse jeden Tag zur selben Stunde wiederkehrt.

Die Eidechse sitzt vor ihm auf der Steinplatte und die harten derben Finger des Mannes dürfen sie berühren, ganz leicht, ganz zart.

Kleines Wunder in der Einsamkeit des Berglandes.

Plötzlich steigt der Blick des Alten dem blauen Himmel zu.

Und der Hirt legt sich auf den Rücken und sieht einem Adler in der blauen See des Nachmittagsmittels zu. D, das Vergnügen! Dieses wunderbare Vergnügen, wie er seine Kreise zieht, wie er dahinsegelt, stolz, schwingvoll, lustberauscht, von Wärme beseligt. Ein leiser Neid steigt im Stadtmenschen hoch. Ist dieser kleine Aufenthalt nicht über alles reizvoller als eine durchbüffelnde Geometrielektion in der Schule zu Hause? Ist das Spiel des Adlers nicht auch eine Art Geometrie?

Aber das versteht dieser Mann alles nicht. Er liegt auf dem Rücken und folgt dem Spiele des Adlers, bis ihn der blane Schleier der Ferne aufnimmt. Die Augen des Alten glänzen. Welch ein heroisches herzliches Erlebnis.

Der Geißhirt pfeift leise durch die kleinen gelben Zähne. Und die Eidechse hebt den Kopf, blinschnell. Der Geißhirt lächelt. Ich muß mich ganz still halten. Denn die Eidechse ist mir fremd und ich bin nicht ihr Freund.

So glücklich ist nur ein Geißhirt. Ob es jetzt der ist, der neben mir sitzt, oder ein anderer, unterhalb des Monte Rontondo, bei Luciana, in südlichen Capannen. Ob es ein korbischer Geißhirt ist, oder ein deutscher Hirtenbub in unseren Hochwäldern, auf unseren duftgeschwellten Alpenmatten, sie alle führen ein ärmliches Leben, für viele Menschen, und sie alle sind doch um ein Stücklein himmelblauen sonnigen Glückes reicher.

\*

„Bevernito!“ ruft mir der Geißhirt nach, und ich lasse ihn zurück bei seiner großen Herde, bei seiner primitiven Holzflöte, bei seiner Ameisengemeinde und seiner Eidechse, die seinen Pfiff zwischen den kleinen gelben Zähnen liebt.

Da öffnet sich die See, eine Reihe Segelblätter erblühen ferne, und es ist mir, als ob sie ein Sinnbild meiner rastlosen Wünsche wären, meiner rastlosen Sehnsucht, und des Lebens ewig erblühenden Verlangens.

## Die Sage von Atlantis

Von Phönix

In der Mischel schlummert ein Sang von Atlantis, der wunderbaren Insel — singt der Dichter. Was hat es nun eigentlich mit dieser Atlantis auf sich, mit dieser Sage von einem ungeheuren Kontinent, der zwischen Europa und Amerika in grauer Vorzeit sich ausgedehnt haben soll, dann das Opfer einer gewaltigen Naturkatastrophe ward und seither spurlos verschwunden ist? Lieber den jetzt die Wellen des Atlantischen Ozeans rauschen, dessen Namen das einzige ist, was von dieser versunkenen Welt übrig blieb.

Und auf diese Frage wußt man leider beinahe: es ist nicht als gewiß, daß die ganze Atlantis niemals in Wirklichkeit existiert hat, sondern ihr Dasein nur in einem Menschenkopfe hatte, freilich in einem der genialsten, die es je gab: in dem Platons, des großen hellenischen Dichters-Philosophen!

In zweien seiner Bücher, im Timaios und im Kritias, hat Platon von der Atlantis erzählt. Im Timaios läßt er Kritias, einen Freund des Sokrates, über das berichten, was dessen Großvater aus dem Munde Solons gehört hat. Es handelt sich um jene Heldentat, welche die Athener vollführten, als sie vor 9000 Jahren in einem gewaltigen Kampfe der Eroberungsgier der Atlantier Einhalt geboten hatten. Dieses Volk hauste auf einer großen Insel, die vor den Säulen des Herakles, der heutigen Meerenge von Gibraltar, lag. Sie soll größer als Asien und Afrika zusammen gewesen sein. Die Könige von Atlantis sollen auch Äthien bis nach Ägypten und Europa bis zum ıythenischen Meere beherrscht haben. Nun hätten die Athener diese Großmacht besiegt und dadurch ganz Europa gerettet. Dann sei aber eine Zeit der Erdbeben und Ueberschwemmungen gekommen, und — läßt Platon seinen Kritias sagen — „es kam ein Tag und eine Nacht voll entsetzlicher Schrecken, wo die ganze Masse eurer Krieger von der Erde verschlungen ward; ebenso tauchte die Insel Atlantis in die Tiefe des Meeres hinab und verschwand. Daher ist das dortige Meer auch heute noch unsicher und unerforschbar, infolge der ungeheuren Schlamm-massen, welche die sinkende Insel anhäufte.“

Diese ganze abenteuerliche Geschichte hat Colan bei seinem Besuche in Ägypten von den dortigen Priestern erfahren. Sie ist natürlich nicht wahr. Denn nicht das mindeste, was darauf hindeuten würde, hat sich in den uns erhaltenen schriftlichen ägyptischen Denkmälern vorgefunden. Platon legt also nur dem Solon und den Ägyptern in den Mund, was er sich selber ausgedenkt hat.

Es mag wohl sein, daß der Philosoph doch nicht ganz frei erfunden hat, daß verschwommene Ueberlieferungen aus uralter Zeit in den Menschen lebendig geblieben von großen Erdrevolutionen und einer Inselmasse, die dabei zugrunde gegangen sein mag. Vom kaspischen Meer bis zum Antilischen Meerbogen läuft eine Linie von vulkanischer Beschaffenheit, auf ihr stehen der Stromboli, der Aetna, der Vesuv und der Vulkan von Teneriffa auf den kanarischen Inseln. Und auf diese Linie verlegen die alten Sagen die Atlantis.

In jenem anderen Werke Platons, im Kritias, wird die Atlantis-Sage weitergesponnen. Und zwar erzählt er folgendes durch den Mund des Kritias: Der Gott Poseidon bewohnte mit einer seiner Gemahlinnen die Insel Atlantis. Sie bekamen fünf Zwillingssöhne, lauter Söhne, unter welche die Herrschaft über die Insel geteilt ward. Der älteste davon, Atlas, wurde Oberkönig, von ihm trug die Insel den Namen. Die natürlichen Reichtümer der Atlantis-Insel waren sehr groß. Es gab dort Bergwerke, in welchen man außer Gold und allen möglichen Ersteinen auch das sogenannte Goldkupfererz fand, eine Metallart, von welcher man zu Platons Zeiten nur mehr den Namen kannte. Dann gab es große Wälder voll jagdbarer Tiere, auch viele Elefanten hausten dafelbst. Das Klima zeichnete sich durch Sommerwärme und Feuchtigkeit aus, so daß Getreide, Wein und Obst gut gedieh.

Viel weiß Platon von der Pracht der königlichen Burg zu berichten, deren Mauern mit jenem sagenhaftesten Goldkupfererz belegt waren. Den Mittelpunkt der Burganlage bildete ein Tempel des Poseidon, der mit Silber überzogen war und der vergoldete Zinnen hatte. Also eine Verschwendung von Edelmetall, ähnlich wie im Reiche der Inka von Peru!

Die Insel besaß kalte und warme Quellen; in der Nähe der letzteren waren Bäder errichtet, auch für die Pferde und die übrigen Zugtiere, und auch an einer Wasserleitung und Kanälen zur Bewässerung der Pflanzungen fehlte es nicht. Dann gab es Gärten und Sportplätze aller Art. In den Schiffsanalen befanden sich zahlreiche Dreiruderer. Man sieht, das platonische Phantasieland war sehr wohl eingerichtet und erstente sich einer hohen Kultur.

Schiffbare Kanäle, auf denen die Waren, besonders Holz aus dem die Stadt umgebenden Gebirge, herbeigeschafft wurden, durchzogen die ganze Insel. Die Stadt selbst lag in einer Ebene. Noch vieles weiß Platon von der Organisation des Militärwesens, von den Gesetzen und der Gerichtsbarkeit, welche der Bund der zehn Könige untereinander und über das Volk ausübte, zu erzählen. Auch davon berichtet er, wie das Geschlecht der Atlantier, in Nacht und Wohlleben immer mehr ausartend, schließlich so verderbt wurde, daß die Götter beschlossen, sie exemplarisch zu züchtigen. Mit dieser wenig erfreulichen Aussicht beschließt der Philosoph seine Dichtung, denn anders kann man wohl diese ganze Atlantis-Episode nicht nennen.

In früheren Zeiten hat man ernsthaft und viel darüber nachgedacht, was wohl an der Sage von Atlantis Wahrheit und was Dichtung sein möchte. Es sind auch aus der jüngeren geologischen Epoche der Erde, in welcher Menschen lebten, keine so gewaltige geologischen Ereignisse bekannt, auf welche man sich einen Bericht über den Untergang eines Insellandes zurückführen könnte. Nur

in neuester Zeit haben sich Gelehrte gefunden, die in all diesen Beschreibungen dennoch ein köstliches Wahrscheinliches zu können glaubten.

Und so wird es wohl damit sein Bewenden haben, daß Platons Geist sich diese Welt kraft seiner Phantasie selber erbaut und aus sich herausgestellt hat. Wie er ja überhaupt gern Utopien — man denke nur an sein grandioses „Gemälde vom Staate!“ — geschaffen hat. Vielleicht war seine Atlantis einer jener Wunschträume, wie wir sie, in den mannigfachen Abwandlungen, ja alle haben. Es ist das Sehnen nach einem längst versunkenen Lande des Friedens und der Freude, das unerreichbar weit hinter uns liegt. Und vielleicht ist es die tiefste Menschensehnsucht, das Heim nach dem Kinderland, nach der Mutter, aus dessen unbewußter Blut ein jeder Atlantistraum geboren worden ist.

## Meteore und Sternschnuppen

Von Dr. B. Schidlof.

So groß wie die Zahl der Sterne am Himmel ist die Zahl der Geheimnisse, die es für die Wissenschaft dort zu ergründen gab und noch immer gibt. Und wie mit der Verbollkommnung der Instrumente Schleier um Schleier zerreißen wird, der über das ungeheure Bild des Weltalls gebreitet ist, so erweitert sich andererseits das Bild selbst immer mehr und gibt immer neue Rätsel, die zu ergründen Menschengestirne und Menschenfleisch sich bemühen.

Man hat lange Zeit geglaubt, daß alle Mähen gerade mit Bezug auf die Geheimnisse der Natur recht vergeblich seien. Dennoch hat der Mensch ihre schon Ewaltiges abgezwungen. Die Astronomie hat im Laufe von hunderten Jahren ihren Wissenskreis in außerordentlichem Maße erweitert.

Zwei Erscheinungen am Himmelskörper sind es, die den Beschauer schon seit ältesten Zeiten stark gefangen genommen haben und ihn zumeist mit abergläubischer Furcht erfüllen: die Kometen und die Meteore und Sternschnuppen. Wenn letztere zugleich genannt werden, so geschieht dies nur, weil sie ihrer Erscheinung nach einander oft gleichen, in ihrem Wesen aber durchaus verschieden sind. Diese Verschiedenheit wurde jedoch erst vor verhältnismäßig kurzer Zeit erkannt. Noch vor etwa hundert Jahren glaubte man, daß die Sternschnuppen innerhalb der Erdatmosphäre entständen.

Meteore sind Trümmer von Himmelskörpern, kommen aus unendlich weiter Ferne und gelangen, wenn sie in die Nähe der Erde kommen, auf diese. Durch den Anprall an die Atmosphäre werden die Meteore glühend und zerplittern in viele Teilchen, die winzig klein sein können, aber mitunter noch recht respektable Größe erreichen.

Nicht häufig kann man Meteore am Himmel sehen. Die ganz kleinen werden nur selten beobachtet und in der Regel für Sternschnuppen gehalten. Nur die größeren fallen durch ihre prachtvollen Lichterscheinungen auf, durch ihre Form, die feurigen Kugeln oder Räder gleich. Die Meteore können kaumlos aufsteigen und wieder verschwinden, zuweilen aber machen sie sich recht hörbar. Besonders wenn die Feuerkugel, die zuweilen mit Gases geladen ist, in größerer Erdnähe platzt, dann gibt es eine Detonation, die das Abfeuern zahlreicher Kanonen noch mächtig überbönen würde. Solch eine Feuerkugel platzte am 10. Februar 1896 morgens über Madrid, und der Knall war ein so ungeheurer, daß nicht nur Fensterheben in Trümmer gingen, sondern auch Mauern einstürzten. Trotz des gewaltigen Getöses wurde kein Schaden angedacht, es fielen nur wenige kleine Steine herab.

Die Geschichte aber weiß von ganz anderen Meteorfällen zu berichten. So soll ein Stein im Jahre 616 in China zehn Menschen auf einmal getötet haben; im Jahre 823 wurden angeblich in Cadix durch einen Regen glühender Steine mehrere Dörfer in Brand gesetzt, und am 4. September 1611 fielen, wie die Mär berichtet, in Crema mehr als tausend Steine vom Himmel und erschlugen viel Vieh.

Unzweifelhaft, weil unendlich beglaubigt, ist jedoch das Fallen eines Meteors zu Ensisheim im Elsaß, wofelbst am 7. November 1492 vormittags mit einem gewaltigen „pops“ ein Meteorstein zur Erde fiel. Kaiser Maximilian war gerade gegen Frankreich zu Felde zog, hatte in der Nähe sein Lager aufgeschlagen. Er ließ von dem Stein zwei Stücke für sich abbrechen, andere Teile davon gelangen dann in verschiedenem Mafsen in Privatsammlungen. Das Gewicht des Steines betrug 160 Kilo, nach anderen sogar 350 Kilo.

Man unterscheidet unter den Meteoriten zwei Klassen: Meteorsteine und Meteoriten. Genaue chemische Untersuchungen haben ergeben, daß sich weder in den Meteorsteinen, noch in Meteoriten Stoffe befinden, die nicht auch auf der Erde vorkommen. Das ist nicht zu verwundern, denn durch die Erdatmosphäre werden alle Meteoriten, die die Himmelskörper eine ähnlich rasche Bewegung machen, so sehr erhitzt, daß sie sich auflösen und in Asche zerfallen.

Eine merkwürdige Erscheinung hat man allertags am Meteorstein beobachtet. Legt man dieses mittelst einem scharfen Messer auf

der Oberflache gewisse eigentümliche Linien und Zeichnungen, die man nach dem Entdecken Wilmansländische Figuren nennt.

Meteore, die zur Erde fallen, sind zum Glück recht selten, es sind nur ganz wenige Fälle beglaubigt, in denen ein herabstürzendes Meteor Schaden an Menschenleben angerichtet hat.

Gänzlich harmlos sind die Sternschnuppen. Sie kommen nicht so weit aus dem Weltraum wie die Meteoriten, sondern stammen aus unserem Sonnensystem. Früher glaubte man, sie entständen von selbst in der Luft, während man jetzt weiß, daß sie von außen her in unsere Atmosphäre eindringen, dort aufleuchten und wieder verlöschen. Sie sind Teilchen der Kometen und gibt es Sternschnuppen in allen Größen, jedoch gelangen nur die kleinsten auf die Erde. Ihr Erscheinen ist an bestimmte Tageszeiten und Zeitperioden gebunden. Am häufigsten zeigen sie sich von Mitternacht bis zur Morgendämmerung und sind sie am zahlreichsten und am hellsten in der zweiten August- und Novemberwoche zu beobachten.

Prachtvoll und wunderherrlich ist der Anblick des Sternschnuppenfalls, und man kann sich denken, daß abergläubische Gemüter allerlei Vorbedeutungen an diese Erscheinung knüpfen. Am bekanntesten ist die, daß ein Wunsch, beim Fallen einer Sternschnuppe ausgesprochen, auch in Erfüllung geht.

## In welchem Alter wird man berühmt?

Von Bernhard Metternich.

Sind durch das Alter — gleich ob nach unten oder oben — für einzelne Leistungen Grenzen gezogen? Nehmen wir eine Hand voll Beispiele: Mit 15 Jahren holte sich Victor Hugo die erste akademische Belobigung. Die Jungfrau von Orleans befreite mit 17 Jahren Reims und krönte ihren König. 18 Jahre war Alexander der Große alt, als er im Jahre 366 v. Chr. die Schlacht bei Chärona schlug. 19 Jahre zählte Schubert, da komponierte er den Erlkönig (1816). Paganini begann, als er 21 Jahre zählte, das Publikum durch seine Kompositionen auf der Geige. Schiller war 22 Jahre alt, als er „Die Räuber“ dichtete, Körner ebenso, als er das Lied „Du Schwert an meiner Linken“ schrieb. Charles Lindbergh flog mit 24 Jahren allein über den Ozean. Weininger schrieb im selben Alter „Geschlecht und Charakter“ und erschöpfte sich. Hauff gab, gleichaltrig, seine „Märchen“ heraus. Newton gar war erst 23 Jahre alt, als er das Gravitationsgesetz entdeckte; und Marconi fand im selben Alter das Geheimnis der Funkentelegraphie.

Noch vor der Schwelle der Dreißig, mit 27 Jahren schrieb Hauptmann mit seinem „Vor Comenauzug“ die jüngsten Mascaragnis seine „Cavalleria Rusticana“, führte Gerhart Dichter an die Front, verkündete Frank Wedekind mit „Frühlings Erwachen“ als erster unbeschönigt die Mähe der Jugend.

Auch die „37“ ist kein schlechter Jahrgang. Krigge brachte uns, als er so alt war, den „Umgang mit Menschen“ bei; Bécicot flog in diesem Alter über den Kanal. Ebenso alt war Wagner, als die Erstaufführung seines „Lohengrin“ stattfand, und Cooper als er der Jugend den „Lezten der Mohikaner“ schenkte.

Kurz vor dem 40. Lebensjahr, mit 39, erreichte Amundsen den Nordpol, erklomm Mussolini die erste Stufe seiner heutigen Machtsstellung, betörte Kleopatra des Antonius Herz.

Aber auch als 40jähriger vermag man Leistungen zu vollbringen: Fichte gab uns seine „Reden an die deutsche Nation“, Franklin erfand in diesem Alter den Blisableiter und Helena stand im gleichen Alter, als der entzückte Paris sie taubte.

Am Ende des 6. Dezenniums schuf Strauß seine „Fledermaus“, schrieb Tolstoi „Anna Karenina“, veröffentlichte Cesare Lombroso sein Werk „Genie und Verstand“.

Als 60jähriger soll Karl der Große, noch vor seiner Krönung zum römischen Kaiser deutscher Nation, dem mächtigsten orientalischen Herrscher, Harun al Raschid begegnet sein, und Cæsar überflog in diesem Alter zum ersten Male im Luftschiff den Ozean.

58 Jahre alt schreibt Don Miguel Cervantes mit der linken Hand (Die andere war ihm in einer Schlacht abgehauen worden) im Gefängnis eines der schönsten Werke, den „Don Quixote“ (1605).

Als 67jähriger siegt Hindenburg in der Schlacht bei Tannenberg, 78 Jahre zählt Blücher, als er bei Waterloo mit Napoleon kämpft. Als 70jähriger beschließt Humboldt seinen „Kosmos“.

Den Rekord aber schlägt wohl Kaiser Franz Joseph, als er, im neunten Jahrzehnt seines Lebens, die Mobilisierungsbefehle gegen Serbien unterzeichnet. Allerdings gibt es über die Größe dieser Leistung verschiedene Meinungen.